

**HEYNE <**

Uta Ranke-Heinemann, geboren am 2. Oktober 1927 in Essen, ist die älteste Tochter des Bundespräsidenten (1969–1974) Dr. Dr. Gustav Heinemann und seiner Frau Hilda, geb. Ordemann, einer Nachfahrin von Albrecht von Haller. Sie war auf dem Burggymnasium in Essen das einzige Mädchen und machte »Abitur mit Auszeichnung«, was damals außergewöhnlich und 30 Jahre dort nicht vorgekommen war. 1953/54 war sie in München Studienkollegin von Joseph Ratzinger und promovierte 1954 in katholischer Theologie. Sie habilitierte sich 1969 als erste Frau in diesem Fach und wurde 1970 weltweit die erste Universitätsprofessorin für katholische Theologie. Sie verlor 1987 ihren Lehrstuhl (Neues Testament und Alte Kirchengeschichte) an der Universität Essen, weil sie an der Jungfrauengeburt Mariens »beharrlich zweifelte«. Ende 1987 erhielt sie einen unabhängigen Lehrstuhl für Religionsgeschichte an der Universität Essen.

UTA RANKE-HEINEMANN

# Nein und Amen

Mein Abschied vom  
traditionellen Christentum

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
*Nein und Amen. Anleitung zum Glaubenszweifel.*

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren  
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

12. Auflage

Ergänzte Taschenbuchausgabe

Copyright © 1992

by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Der Wilhelm Heyne Verlag ist ein Verlag der  
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlagillustration: Ulrich Baatz Photographie, Düsseldorf

Reihenkonzept und Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie

Werbeagentur, München - Zürich

Herstellung: Udo Brenner

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-21182-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

# Inhalt

VORWORT .....	7
1. KAPITEL Als ich ein Kind war .....	9
2. KAPITEL Das Weihnachtsmärchen des Lukas ....	15
3. KAPITEL Das Kindheitsmärchen des Matthäus ...	34
4. KAPITEL Die Mutter-Jungfrau .....	50
5. KAPITEL Die Engel .....	77
6. KAPITEL Jesu Stammbäume .....	97
7. KAPITEL Die Wunder Jesu .....	118
8. KAPITEL Karfreitag .....	142
9. KAPITEL Das Märchen vom Verräter Judas .....	176
10. KAPITEL Ostern .....	186
11. KAPITEL Himmelfahrt .....	202
12. KAPITEL Pfingsten .....	213
13. KAPITEL Die Märchen der Apostelgeschichte ....	229
14. KAPITEL Petrus in Rom? .....	251
15. KAPITEL Die Apokryphen .....	267
16. KAPITEL Fälschungen und falsche Autoren .....	296
17. KAPITEL Die Hölle .....	318
18. KAPITEL Jesus und die Schriftrollen vom Toten Meer .....	347
19. KAPITEL Erlösung durch Hinrichtung .....	373
20. KAPITEL Mein Abschied vom traditionellen Christentum .....	411
NACHWORT Eine Blume auf das Grab meines Mannes .....	433
SACHREGISTER .....	438
PERSONENREGISTER .....	441

*Meinem geliebten Mann*  
*Edmund Ranke*  
(† 11. September 2001)

# Vorwort

Die Heyne-Taschenbuchausgabe ist gegenüber allen vorherigen Ausgaben (von Hoffmann und Campe, Knaur, Bertelsmann) erweitert. Der Titel des Buches lautet jetzt: »Nein und Amen – Mein Abschied vom traditionellen Christentum« und nicht mehr: »Nein und Amen – Anleitung zum Glaubenszweifel«. Neu hinzugekommen sind das letzte (20.) Kapitel und das Nachwort:

Kapitel 20 Mein Abschied vom traditionellen Christentum in welchem ich – mit den Gedanken über das Wiedersehen jenseits des Todes in den verschiedenen Weltreligionen – meinem geliebten Mann ein Denkmal setzen möchte

Nachwort Eine Blume auf das Grab meines Mannes

Außerdem sind hinzugekommen viele Ausführungen vor allem in

Kapitel 5 Die Engel über Erbsünde – Exorzismus – Ursprung des Bösen – religiösen Fanatismus

Kapitel 8 Karfreitag über das Begräbnis Jesu

Kapitel 12 Pfingsten über die ersten vier christlichen Konzilien (Dreifaltigkeit, Menschwerdung Gottes, Gottesmutter)

Kapitel 17 Die Hölle über die ständig wachsende Unfehlbarkeit Johannes Paul II.

Im Laufe der Arbeit an den Erweiterungen dieses Buches – auch diese Heyne-Taschenbuchausgabe wurde anschließend wieder von Auflage zu Auflage, wenn auch in geringerem Maße, von mir erweitert – habe ich mich mehr und mehr vom traditionellen Christentum entfernt, wie vor allem das letzte Kapitel zeigt. Andererseits aber habe ich einen Horror vor allen Änderungen, die fast immer zu gewaltsamen Umstürzen und Religionskriegen geführt haben, sodass ich im Grunde etwas anstrebe, das es nicht gibt: eine Reformation, die alles belässt, wie es ist – damit niemand gezwungen wird. Ich will deshalb auch meine eigenen christlichen Wurzeln nicht vernichten, ich könnte das gar nicht. Und so besteht vielleicht hier und da eine gewisse Unausgewogenheit, insofern ich wohl manches hinzugefügt, aber nichts gestrichen habe und deshalb der christliche Tenor der bisherigen Ausgaben dieses Buches nicht immer den jetzigen Erweiterungen entspricht. Aber nachdem ich mich so oft in meinem Leben geirrt habe, wie sollte ich da nicht vorsichtig umgehen mit menschlichem Irrtum? In diesem Fall vor allem mit dem Irrtum meiner geliebten christlichen Eltern? *Errare humanum est* – Irren ist menschlich. Irren gehört zum Menschsein. Es wäre ein zusätzlicher Irrtum, den Irrtum beseitigen zu wollen, den eigenen und vor allem den der anderen. In allem Irrtum aller Religionen verbirgt sich ein Keim von Wahrheit, und jeder sucht und findet die Wahrheit zuerst im Rahmen dessen, was seine Eltern und Lehrer ihn lehren. Alle Wege führen zu Gott. Und am Ende gelangen wir alle zu ihm, und zwar jeder auf seine eigene Weise.



## 1. Kapitel

### Als ich ein Kind war

Als ich ein Kind war, hat mich am Christentum im Grunde nur eine einzige Frage interessiert: Gibt es ein Leben nach dem Tod? Ich lag manchmal lange wach vor dem Einschlafen und stellte mir vor, im Sarg zu liegen: ewig, ewig, ewig ... Und die Kinderfrage und die Kinderangst wurden schwer und dunkel wie die Nacht.

Ich las neulich noch einmal das Tagebuch, das meine sorgfältige Mutter von meiner Geburt an bis zum Beginn meiner Studentenzeit über mich geschrieben hat. Ich war demnach viereinhalb Jahre alt (April 1932), als ich anfang, sie »fast jeden Abend nach dem Gebet (Müde bin ich, geh zur Ruh, schließe beide Äuglein zu ...) noch festzuhalten« und ihr Fragen über den Tod zu stellen. »Ich sagte Dir, dass es im Himmel beim lieben Gott ganz gewiss schön sei und dass wir dort alle Engel seien ... Aber dann wolltest Du lieber gleich in den Himmel, um zu sehen, ob das auch alles wahr sei, was ich gesagt habe. Und dann gabst du Dich noch nicht zufrieden ... und meinstest, die Menschen kämen doch nicht in den Himmel, sondern ins Grab, denn auf dem Friedhof wären lauter Namen auf den Gräbern ...«

Etwa ein halbes Jahr vor dem Ende des Krieges, also 1944, als unser Haus, die Schule und die ganze Stadt Essen durch Bomben weithin zerstört waren und auch in Winterberg, wohin uns der Krieg inzwischen verschlagen hatte, kei-

ne Schule für mich mehr war, fuhr meine Mutter mit mir nach Marburg zu Professor Rudolf Bultmann (1884–1976), bei dem sie in den Zwanzigerjahren studiert und ihr Staatsexamen gemacht hatte, um ihn zu fragen, ob ich bei ihm wohnen und in Marburg weiter zur Schule gehen könnte. Ich war damals gerade 17 Jahre alt, und er sagte freundlich: »Wir (= er, seine Frau und seine Töchter) freuen uns auf die kleine Uta.« Und so blieb ich dort, bis der Krieg vorbei war.

Damals – durch die Bombennächte und Katastrophen des Krieges übertönt – erhoben sich innerhalb der evangelischen Kirche die ersten Stimmen gegen Rudolf Bultmann, den später wegen seiner »Entmythologisierung des Neuen Testaments« so berühmten evangelischen Theologen. Und eines Tages kam ein Brief von meinem Pfarrer Friedrich Graeber, bei dem ich konfirmiert worden war, dem besten Freund meines Vaters: »Liebe Uta, Professor Bultmann glaubt nicht an die Auferstehung. Lass Dich nicht davon beeinflussen.«

Beim (damals allerkärglichsten) Mittagessen sagte ich: »Herr Professor, stimmt das, dass Sie nicht an die Auferstehung glauben?« Er sagte: »Uta, das verstehst du noch nicht.« Und er lächelte dabei so müde wie jemand, der immer dasselbe gefragt wird, dass ich schloss: Er glaubt zwar an die Auferstehung, aber offenbar irgendwie anders als andere. Ich fragte nicht weiter und verschob die Erörterung dieses Problems auf später. Im Moment war ich zudem vorwiegend damit beschäftigt, genügend vorbereitet zu sein, da Rudolf Bultmann jeden Dienstag- und Freitagnachmittag oben in seinem Arbeitszimmer zwei Stunden mit mir Platon übersetzte, d. h.: Ich übersetzte, und er erklärte mir die Gedankenwelt Platons.

Viel später, nachdem ich in den Spuren meiner Mutter evangelische Theologie studiert hatte und – durchaus nicht in den Spuren meiner Eltern – 1953 zum Katholizismus übergetreten war, habe ich ihn in einem Brief noch einmal

nach seinem Glauben an die Auferstehung der Toten gefragt. Aber davon später im Kapitel über Ostern.

Die Frage nach einem Leben nach dem Tod und die Erinnerung an Rudolf Bultmann, den Gelehrten voller Hilfsbereitschaft, den Aufgeklärten voller Frömmigkeit, haben mich durch mein Leben begleitet. Die Erinnerung an Bultmann war gegenwärtig, als bei mir die Zweifel größer wurden. Aber gleichzeitig hat mich sein Beispiel gelehrt, dass auch der Skeptiker ein Christ sein kann – wenn auch nicht auf herkömmliche Weise. Und wenn in diesem Buch von manchem Nein zur gewohnten Glaubenswelt die Rede ist, wird dadurch das Amen, das der Mensch hinter allem Zweifel gleichwohl sagen kann, nicht ausgeschlossen.

\* \* \*

Der Mensch ist ein gutgläubiger Mensch. So ist er der ideale Boden für Religion. Das ist so lange nicht bedenklich, wie es der Mensch mit Gott selbst zu tun hat, denn der Mensch darf darauf vertrauen, dass Gott ihn nicht hinters Licht führt. Aber der Mensch hat es viel weniger mit Gott als mit dessen Vertretern zu tun. Und von ihnen lässt der Mensch sich, da sie ihm versichern, dass es zu seinem ewigen Glück und Heil sei, viel erzählen. Gläubig akzeptiert er ohne Fragen, was sie ihn zu glauben und zu tun lehren, denn wenn eine Autorität ihm in göttlichem Auftrag entgegentritt, scheint ihm jeder Zweifel sündhaft.

Mit der Wahrheit Gottes hat es der Christ in seinem Leben nur indirekt zu tun, denn »was Gott geoffenbart hat, lehrt uns die katholische Kirche«, sagt der Katechismus. Oder, wie es in einem katholischen Kirchenlied heißt: »Ich glaube, Gott, mit Zuversicht, was deine Kirche lehret, es sei geschrieben oder nicht, denn du hast ihr's erklärt.« Der Christ erhält die Wahrheit also, wenn überhaupt, nur aus zweiter Hand. Aber die Wahrheit, die durch fremde Hände

ging, ist eine zensierte Wahrheit. Und auch der Gott, dem der Mensch am Ende der kirchlichen Verteilerkette begegnet, ist ein zensierter Gott. Die Wahrheit oder das, was von ihr übrig blieb, ist zudem durch theologischen Unverstand der Hirten zu einer Masse von Unverstandenen und Unverständlichem und damit zu einem Pseudo- und Aberglauben verkommen.

Der Mensch wird von der Kirche zum Glauben gerufen und nicht zum Denken. Und so übt sich der Mensch ein Leben lang in der christlichen Gymnastik des Ja-und-Amen-Sagens. In einer Religion, die den Glaubenden selig preist und niemals die Zweiflerin, bleiben die Fragenden ohne Segen und machen Fragende sich bei manchem Glaubenden verdächtig. Dabei ist Fragen eine christliche Tugend, obwohl sie selten eine Tugend der Christen ist.

Aber vielleicht ist manchem Menschen von Gott sein Zweifel als die verschwiegene Heimat seiner Hoffnung zugewiesen wie umgekehrt manchem Glaubenden sein Glaube als das verborgene Land seiner Zweifel und schmerzenden Hoffnungslosigkeit, weil er begriffen hat, dass uns die Worte fehlen, um nach Gott auch nur in der rechten Weise zu fragen, geschweige denn, die Frage nach Gott zu beantworten.

Vielleicht, dass der Mensch einmal nicht länger zufrieden ist mit dem, was andere von ihm verlangen zu glauben, dass er ihre Märchen nicht mehr hören und sie nicht mehr für wahr halten will, weil sein Herz und sein Verstand leiden.

Aber wohin soll er sich wenden? Die Kirche ist nicht am Verstand und an der Aufklärung des Menschen interessiert. Jede Art von Aufklärung erscheint ihr eher verdächtig und oft verdammenswert. Die Kirche redet nur von der Verletzung der religiösen Gefühle. Auf solche Verletzungen achtet sie sehr und rannte solcher wegen oft zum Richter. Sie achtet leider zu wenig auf die Verletzung des religiösen Verstandes. Der religiöse Verstand ist im Gesetz überhaupt nicht

geschützt. Es gibt ihn von Rechts wegen gar nicht. Und so ist der Mensch, wenn es ihn nach Wahrheit verlangt und wenn er damit nicht nur die von den kirchlichen Vorgesetzten vorgeschützten Wahrheiten meint, auf sich selbst verwiesen.

Diesem suchenden Verstand wollen die folgenden Darlegungen eine Hilfe sein. Manche werden sagen, damit werde dem Glauben geschadet. Aber der Verstand kann dem Glauben nicht schaden, viel eher und viel öfter hat der Glaube dem Verstand geschadet. Und geistig unbeschadet glauben zu wollen ist, recht betrachtet, ein Akt der Frömmigkeit.

Wenn der Mensch, der nach einer unmittelbareren, eigentlicheren und größeren Wahrheit verlangt, einfach fortgeht aus den vielen Wörtern und den leeren Predigten, kann es sein, dass eine neue und schöne und sanfte Wahrheit in seiner Dunkelheit aufgeht, die Wahrheit der Barmherzigkeit Gottes nämlich, die von den vielen kirchlichen Märchen verdeckt war und die doch die einzige Wahrheit ist und auch die einzige Hoffnung.

Diese Wahrheit begegnet vielen Menschen in der Person Jesu. Anderen begegnet sie anders. Es ist nicht viel, was wir über Jesus wissen. Wir wissen nicht, wann und wo er geboren ist, nicht, wann er gestorben ist. Er ist ein Mensch ohne Biographie. Wir wissen nicht, welchen Zeitraum seine öffentliche Predigtstätigkeit umfasste und wo genau sich diese abgespielt hat. Wir wissen genau genommen nicht viel mehr, als dass er geboren wurde, dass es Menschen gab, die ihm während seiner Predigerzeit als seine Jünger und Jüngerinnen gefolgt sind, und dass er am Kreuz, dem römischen Galgen, als Aufrührer hingerichtet wurde und so auf elende Weise zu Tode kam.

Wir wissen nicht viel von Jesus. Aber wenn wir ihm nachgehen, spüren wir, dass er Gott gesucht und dass er Gott gefunden hat und dass er diesen Gott als einen jedem Menschen Nahen offenbaren und dass er jeden Menschen zu einem Nahen dieses Gottes und zu einem Nahen jedes

Nächsten werden lassen wollte. Wer es wissen will, weiß auch, dass Jesu Stimme eine immer noch lebendige Stimme ist, seine Wahrheit eine immer noch lebendige Wahrheit und sein Gott ein immer noch lebendiger und naher Gott.

Dieser Jesus liegt nicht nur in Jerusalem begraben, sondern auch unter einem Gebirge von Kitsch und Fabeln und kirchlicher Phraseologie. Es gilt, einen Verschollenen und Vermissten wiederzufinden.

## 2. Kapitel

# Das Weihnachtsmärchen des Lukas

Weihnachten, das Fest der Geburt Jesu, ist so etwas wie die Eingangspforte zur christlichen Welt. Es ist eine schöne und reiche Pforte, eine Art Zaubertor. Es liegt Geheimnisvolles hinter diesem Tor, etwas von den Märchen aus Tausendund-einer Nacht. Auch hier spielt sich alles im Orient ab, und so sind denn auch orientalische Könige da und Kamelkarawanen und ein fremder Stern und der Duft von unbekanntem Spezereien.

Über solche goldenen Traumbilder eines geheimnisvoll verklärten Tages in einer fernen Vergangenheit hinaus bietet Weihnachten dem heutigen Menschen einen ganz konkreten Zauber. Es schenkt ihm eine Welt voller Lichterschein, mit Kerzen und Tannenduft und Weihnachtsliedern, und so legt es über die vielfältige menschliche äußere und innere Armut für einen Abend oder einige Tage den Widerschein von Engeln. Und diese verkünden eine große Freude.

Und doch ist alles nur ein Märchen. Denn in Wahrheit kommt niemals ein Engel in unseren Alltag, um große Freude zu verkünden. In Wahrheit hält niemals ein Märchen dem Leben stand. Und es kann auch jenes zauberhafte Märchen von der Krippe und den Königen und den Hirten auf dem Felde vor dem kritischen Blick auf die wirkliche Geschichte nicht bestehen, auch nicht vor dem Blick auf die

wirkliche Geschichte des Kindes, dessen Geburt wir Weihnachten gedenken, da diese eine bittere Geschichte wurde und in einer Hinrichtung endete. Und hatten wir auch schon im Märchen so etwas wie den Saum vom Kleid eines Engels in der Hand – wenn wir die Hand öffnen und hineinsehen, ist sie doch wieder leer. Das haben Märchen so an sich, dass ihre bunten Seligkeiten vergehen wie eine Fata Morgana.

Aber, wenn uns diese Tatsache auch bekümmern mag, wir sollten ihr nicht ausweichen. Denn es ist nicht einmal ausgemacht, ob wir so schlecht dabei fahren, wenn wir den Bildern der fantastischen Fabeln den Rücken kehren und sie tauschen gegen eine unmärchenhafte Wahrheit, die stärker als alle Märchen unser Leben betrifft. Es ist die Wahrheit, die Jesus verkündete, nachdem auch er aus dem Zauber der Kindheit herausgetreten war in die Schmerzen der Welt: nämlich die Wahrheit der Liebe Gottes.

Aber als wäre immer noch oder immer nur die Zeit der Märchen, wird statt dieser Wahrheit den Christen Dekoration und bunter Flitter des märchenhaften Eingangs geboten. Es wird uns Wahrheitsersatz in Gestalt von Fabeleien als wesentliche und feiernswerte Wahrheit vorgesetzt und damit das Wesentliche unter Weihnachts- und sonstigem Wunderkitsch und -rummel begraben. Wenn sich die Kirche zu einer Art ewiger Scheherazade, zu einer unaufhörlichen Märchenerzählerin von tausendundeinem Wunder stilisiert, hat sie das einzige lebenswichtige Wunder gegen nichtige Wunderchen getauscht und verraten.

Innerhalb der so genannten synoptischen Evangelien von Markus, Matthäus und Lukas, die man so nennt, weil sie in ihren Darstellungen eine »Synopsis« = »gemeinsame Sicht« haben, lässt sich die Tendenz zur Wundergeschichte deutlich erkennen. Markus ist der älteste von den dreien, dann folgen Matthäus und Lukas. Und bei ihnen verstärkt sich die Absicht, Jesus immer mehr himmlisch zu überhöhen und zu vergöttlichen durch immer massivere Eingriffe himmlischer



Mächte in sein konkretes Leben, schon in das seiner Geburt, schon seiner Zeugung und Empfängnis.

Bezeichnend ist, dass Paulus, der älteste neutestamentliche Schriftsteller, nichts von einer Jungfrauengeburt erwähnt. Sein Glaube gründet sich allein auf die alles entscheidende und alles umfassende theologische Wahrheit von der Auferstehung Christi: »Wurde Christus nicht auferweckt, so ist euer Glaube nichtig« (1 Kor 15,17). Wäre Christus nicht auferstanden, dann hätten auch Engelverkündigung, Jungfrauengeburt und Wundertaten den Glauben nichtig sein lassen. Ist aber Christus auferstanden, bedarf es aller dieser Wundererzählungen nicht. Und so redet Paulus auch nicht von ihnen.

Aber der späteren Generation, der die Evangelisten angehörten, genügte der Glaube an die Auferstehung nicht mehr. Sie wollten massive Beweise der Göttlichkeit Jesu liefern. Die Wahrheit der Auferstehung haben sie dabei zu detaillierten, einander widersprechenden Auferstehungswundergeschichten ausgearbeitet. Im Übrigen haben sie die Göttlichkeit Jesu, die sie darzustellen trachten, immer weiter vordatiert.

Bei Markus, dem ältesten, bei dem eine wunderbare Verkündigungs- und Geburtsgeschichte noch fehlt, tut sich der Himmel bei der Taufe Jesu auf und erklärt eine Stimme die Gottessohnschaft. Bei Markus wurde Jesus also erst anlässlich seiner Taufe zum Sohn Gottes. Bei Matthäus greift Gott schon vor Jesu Geburt auf wunderbare Weise ein. Dem Josef erscheint ein Engel, allerdings nur im Traum. Der Traumengel bringt ihm die Botschaft einer göttlichen Geburt. Bei Lukas tritt der Engel dann schließlich leibhaftig, wenn man das von einem Engel sagen kann, in Erscheinung. Bei dem vierten und spätesten Evangelisten, Johannes, der nicht zu den Synoptikern gerechnet wird, weil er eine eigene Darstellung der Ereignisse bietet, ist der Prozess der wunderbaren Vergöttlichung Jesu innerhalb des Neuen Testa-

ments zu seinem Höhepunkt gelangt: Bei ihm ist Jesus schon vor der Empfängnis Gott.

Seit den neutestamentlichen Wundergeschichten hat sich das Christentum bis heute immer mehr zu einem Wunderglauben entwickelt, hat es sich in immer sonderbareren Kuriositäten und Abstrusitäten entfaltet und verflüchtigt. Und diese sind so sehr das Maß christlichen Glaubensverständnisses geworden, dass einer, der heute an nichts anderes glauben will als an Jesus und dessen Auferstehung, in den Augen der Kirche ein Ketzer ist.

Aber nun konkret zu den Weihnachtsgeschichten des Neuen Testaments: Die Berichte der Evangelien von Matthäus und Lukas – nur diese beiden berichten über die Geburt Jesu – sind, was Zeit, Ort und Umstände der Geburt Jesu betreffen, legendär. Die Evangelien von Markus und Johannes berichten nichts über die Geburt Jesu, sondern beginnen ihre Darstellung des Lebens Jesu erst mit einem Zeitpunkt, da Jesus bereits erwachsen war. (Es sei angemerkt, dass das Lukasevangelium ebenso wie die Apostelgeschichte – beide Schriften haben denselben Verfasser – nicht von Lukas, dem im Kolosserbrief [4,14] genannten Arzt und Begleiter des Paulus, stammen. Auch der Autor des Matthäusevangeliums ist nicht der Apostel Matthäus. Die Autoren beider Evangelien sind unbekannt.)

Es genügt ein kurzer Blick auf die Unmöglichkeiten und Widersprüche, die wir in den Berichten der Evangelien über die Geburt Jesu finden, um ihre historische Unglaubwürdigkeit zu erkennen. Fangen wir bei der berühmten Weihnachtsgeschichte des Lukas an, die in vielen christlichen, insbesondere evangelischen Familien zu Weihnachten verlesen wird: »In jenen Tagen geschah es, dass vom Kaiser Augustus ein Befehl ausging, dass von der ganzen bewohnten Erde eine Schätzung gemacht werde. Diese Schätzung war die erste und geschah, als Quirinius Statthalter in Syrien war.

Alle gingen hin, um sich schätzen zu lassen, ein jeder in seine Stadt« (Lk 2,1–3).

Schon mit der Behauptung eines derartigen Volkszählungsbefehls erweist sich der ganze Bericht als Fabel. Kein römischer Kaiser hat jemals einen so unsinnigen Völkerwanderungsbefehl gegeben, der die Einwohner des Reiches kreuz und quer durch die Länder in ihre Heimatstädte und wieder zurück zu ihrem Wohn- oder Aufenthaltsort in Bewegung gesetzt hätte. Eine solche Steuerschätzungsmethode wäre absurd und undurchführbar gewesen.

Natürlich waren Volkszählungen (census) und Aufstellungen von Bürgerlisten zur Steuerveranlagung und auch zur militärischen Musterung üblich. Solche Zählungen erfolgten in Rom alle fünf Jahre. Dieser Brauch bestand seit 366 v. Chr. Jeder Bürger der Stadt Rom musste dann auf dem Marsfeld erscheinen und vor den Zensoren (censores) seine Familien- und Vermögensverhältnisse offen legen. Volkszählungen in den Provinzen fanden nicht in regelmäßigen Zeitabständen, sondern nach Bedarf statt. Bei solchen Volkszählungen waren dem römischen Staat die familiären – in diesem Fall jüdischen – Ursprungsorte völlig gleichgültig. Nach dem römischen Recht mussten die Steuererklärungen am Wohnort des Steuerpflichtigen, für den Grundbesitz am Ort des Grundbesitzes abgegeben werden.

Eine Volkszählung des Quirinius in Judäa hat tatsächlich stattgefunden. Nach dem Tod des Königs Herodes 4 v. Chr. war der älteste Sohn des Herodes, Archelaos, »Ethnarch« (= Volksfürst) von Judäa, Samaria und Idumäa geworden. Er lebte in dauernden Streitereien mit seinen Untertanen. Nachdem es zu einem Blutbad im Vorhof des Tempels gekommen war, wandte sich die Bevölkerung mit einer Beschwerdedelegation an Augustus. Der Kaiser zitierte Archelaos zu sich, setzte ihn ab und verbannte ihn nach Gallien.

Nach der Absetzung des Archelaos wurde Judäa 6 n. Chr. der römischen Provinz Syrien zugeschlagen. Im selben Jahr

6 n. Chr. wurde Quirinius vom Kaiser zum Statthalter (legatus) von Syrien ernannt, und zwar mit dem speziellen Auftrag, Judäa verwaltungsmäßig zu organisieren. Judäa erhielt gleichzeitig einen Regionalstatthalter (procurator, von Luther mit »Landpfleger« übersetzt) als Verwalter. Diese Landpfleger hatten übrigens nicht in Jerusalem ihren Sitz, sondern in Cäsarea am Meer. Nur zu den hohen Festtagen, wenn die Juden in großer Zahl nach Jerusalem strömten, kamen auch die Prokuratoren dorthin, um eventuellen Unruhen entgegenzutreten. Der bekannteste Prokurator war Pontius Pilatus (26–36 n. Chr.).

Josephus (\* 37/38 n. Chr., † 100/110), jüdischer Heerführer und 66/67 n. Chr. Oberbefehlshaber in Galiläa, der im Jahre 67 mit der Festung Jotapata vor den Römern kapitulierte und nach der Zerstörung des Tempels und der Beendigung des jüdischen Krieges (66–70 n. Chr.) eine Anzahl von wichtigen historischen Werken verfasste, die für uns die Hauptquelle der neutestamentlichen Zeitgeschichte sind, berichtet über Quirinius und dessen Volkszählung: »Quirinius, einer von den römischen Senatoren, der übrigens alle öffentlichen Ämter bereits bekleidet hatte und wegen seiner ehrenvollen Stellung großen Einfluss besaß, kam auf Geheiß des Kaisers mit wenigen Begleitern nach Syrien, teils um Gerichtssitzungen abzuhalten, teils um die Vermögensschätzung vorzunehmen. Zugleich mit ihm wurde Coponius, ein Mann ritterlichen Standes, zur Wahrnehmung der höchsten Gewalt nach Judäa entsandt. Bald begab sich nun auch Quirinius nach Judäa, das mit Syrien verbunden war, um auch hier eine Vermögensschätzung vorzunehmen und die Güter des Archelaos zu verkaufen« (Jüdische Altertümer 18,1,1; Übers. H. Clementz [auch im folgenden]).

Was diese Volkszählung bzw. Vermögensschätzung betrifft, gibt Josephus außer dem Hinweis auf den Prokurator Coponius (6–9 n. Chr.) noch einen anderen Hinweis auf das Jahr 6 n. Chr.: »Als Quirinius für das Vermögen des Arche-

laos einen Treuhänder bestellt und die Vermögensschätzung, die in das 37. Jahr nach dem Siege des Caesar über Antonius bei Actium fiel, zu Ende geführt hatte, setzte er den Hohenpriester Joazar, der mit dem Volk in Streit geraten war, ab« (a. a. O. [= am angegebenen Ort] 18,2,1). Die Schlacht bei Actium (der spätere Kaiser Augustus siegte über Antonius und Kleopatra) hat im Jahre 31 v. Chr. stattgefunden; wir kommen folglich wieder zu dem Jahr 6 n. Chr.

Der erste Prokurator war, wie gesagt, L. Coponius (6–9 n. Chr.). Unter diesem kam es sofort zu einem schweren Zusammenstoß mit der jüdischen Bevölkerung, eben wegen der von Quirinius im Jahre 6 n. Chr. angeordneten Volkszählung. Der Widerstand gegen die Zählung des Quirinius war so stark, dass ein gewisser Judas mit dem Beinamen »der Galiläer« in Judäa und Samaria einen Volksaufstand ins Leben rief. Judas der Galiläer »behauptete, es sei ein Frevel, wenn sie Steuern an die Römer zahlten und somit außer Gott auch Sterbliche als ihre Herren duldeten« (Josephus, Der Jüdische Krieg, 2,8,1; Übers. H. Endrös [auch im folgenden]). Die Apostelgeschichte (5,37) berichtet von seinem Tod bei diesen Unruhen. Später ließ der Prokurator Alexander (46–48 n. Chr.) auch seine beiden Söhne Jakob und Simon als Aufrührer kreuzigen (Josephus, Jüdische Altertümer 20,5,2).

Im selben Jahre 6 n. Chr. erfolgte, ebenfalls im Zusammenhang mit dieser Volkszählung, die Gründung der extrem nationalistischen Partei der Zeloten (= Eiferer, gemeint sind Leute, die sich mit Eifer für das Gesetz Gottes einsetzen). Gründer und religiöser Inspirator war wieder Judas der Galiläer, zusammen mit dem Pharisäer Zadok. Die Zeloten sahen den Kampf gegen die römische Fremdherrschaft als religiöses Gebot. Bemerkenswert ist, dass die Gründung in Galiläa erfolgte, obwohl dieser Landesteil von der Volkszählung gar nicht betroffen war. Galiläa hatte sich aber schon vorher zu einem Zentrum des Widerstandes

gegen die römische Besatzungsmacht entwickelt, und die Galiläer hatten den Ruf von Anarchisten. Wahrscheinlich hat die Tatsache, dass Jesus Galiläer war, bei seinem Prozess und seiner Hinrichtung eine entscheidende Rolle gespielt.

Halten wir also fest: Die bei Lukas erwähnte Volkszählung zum Zeitpunkt der Geburt Jesu hat in Wahrheit erst im *Jahre 6 nach Christus* stattgefunden. Von einer früheren ist nichts bekannt. Diese Zeitangabe des Lukas stimmt demnach nicht einmal mit seiner eigenen anderen Angabe überein, wonach Johannes der Täufer, Jesu nur sechs Monate älterer Vetter, zur Zeit des Herodes gezeugt worden sei (Lk 1,5). Herodes starb aber schon im *Jahre 4 vor Christus*.

Neben der unstimmgigen Zeit nennt Lukas auch einen falschen Grund der Reise nach Bethlehem. Nur wenn Josef in Bethlehem Grundbesitz gehabt hätte, wäre eine solche Reise für ihn in Frage gekommen. Ohne Grundbesitz wäre er in Galiläa unter dem Vierfürsten Herodes Antipas von der Anordnung des syrischen Statthalters Quirinius gar nicht betroffen gewesen. Auf keinen Fall konnte der Grund für seine Reise die Tatsache sein, dass er, wie Lukas sagt, »aus dem Hause und Geschlechte Davids war«, weil das, wie schon gesagt, die Römer in diesem Zusammenhang nicht interessierte.

Grundbesitz aber hatte Josef in Bethlehem nicht. Er hätte sonst dort Sklaven oder Pächter gehabt, wäre ein vermögender Mann gewesen und hätte das Kind bei Pächter oder Verwalter zur Welt kommen lassen können statt in einer Krippe. Dass es sich aber bei Josef und Maria um arme Leute, um ein Paar ohne Besitz handelte, geht aus der Schilderung des Lukas über das Reinigungsoffer Marias hervor. Er schreibt: »Als die Tage ihrer Reinigung sich nach dem Gesetz des Moses erfüllten (Lukas bezieht hier fälschlicherweise die Notwendigkeit einer kultischen Reinigung auf beide Eltern, die Reinigung betraf aber nur die Mutter. Im Deutschen fällt sein Irrtum nicht auf, weil die Worte »ihrer Reinigung« vom Leser nur auf Maria bezogen werden, im Urtext

steht aber der Plural *auton*, also ihrer = Marias und Josefs Reinigung), brachten sie ihn (Jesus) nach Jerusalem hinauf, um ... das Opfer darzubringen nach der Vorschrift im Gesetz des Herrn: »Ein Paar Turteltauben oder zwei junge Tauben« (Lk 2,22 ff.).

Ein Taubenopfer war nicht die Regel, sondern eine Ausnahme und nur bei armen Leuten zulässig: »Wenn aber die Zeit ihrer Reinigung vorüber ist ..., soll sie ein einjähriges Lamm zum Brandopfer und eine junge Taube oder Turteltaube zum Sündopfer ... zum Priester bringen. Dieser bringe es vor dem Herrn dar und schaffe ihr Sühne, und so wird sie von ihrem Blutfluss rein ... Wenn sie aber zur Beschaffung eines Lammes zu arm ist, so nehme sie zwei Turteltauben oder zwei junge Tauben, die eine zum Brandopfer, die andere zum Sündopfer; der Priester schaffe Sühne für sie, dann wird sie rein« (3 Mose 12,6 ff.). Wenn die Opferung von Tauben durch Maria nicht auch bloß wieder Fantasie des Evangelienschreibers ist, so wird daran die Armut des Paares deutlich. Jedenfalls kann man Josef nicht einerseits, um einen Grund für seine Reise zu haben, als Grundbesitzer in Bethlehem sehen wollen und andererseits Maria ein Armenopfer darbringen lassen.

Hat aber gar keine Volkszählung zur Zeit der Geburt Jesu stattgefunden, sofern diese Geburt unter Herodes erfolgte, dann gab es überhaupt keinen Grund für Josef, seine schwangere Frau unmittelbar vor der Entbindung den Beschwerden und Gefahren einer solchen Reise auszusetzen. Folglich kann man sagen: Maria und Josef haben zu dieser Zeit und aus diesem Grund diese Reise nach Bethlehem nicht gemacht. Daraus folgt, dass Jesus, wenn Maria und Josef in Nazareth wohnten, nicht in Bethlehem geboren ist, sondern in Nazareth. Bethlehem ist aber für Lukas (genau wie für Matthäus) als Geburtsort Jesu wichtig, weil es die Davidsstadt ist. Lukas will mit seiner Konstruktion der Volkszählung die Geburt Jesu in Bethlehem plausibel ma-

chen, aber da er mit den Tatsachen willkürlich umgeht, wird er von den Tatsachen widerlegt. Und darum gab es keine vergebliche Herbergssuche und kein Kind in einer Krippe und keine Hirten an derselben und Ochs und Esel daneben auch nicht.

Selbst wenn man für einen Augenblick unterstellen wollte, dass es eine solche Zählung zu der von Lukas angegebenen Zeit, nämlich zur Zeit des Herodes, gegeben hätte, wäre der Gedanke eines solchen Marsches einer Hochschwangeren unmittelbar vor der Entbindung nach Bethlehem absurd. Man müsste das Verhalten Josefs, der damit seine Frau und das ungeborene Kind in Lebensgefahr gebracht hätte, schon als unbegreiflich rücksichtslos bezeichnen, insbesondere, wenn man bedenkt, dass Marias Anwesenheit bei einer Steuerschätzung gar nicht erforderlich war, da die Registrierungspflicht sich allein auf die Familienoberhäupter bezog. Zudem erfolgten solche Schätzungen nicht an einem bestimmten Stichtag, sie zogen sich über Wochen oder sogar Monate hin. So eilig war die Sache also auf keinen Fall.

Es ist, wenn wir dem Evangeliumsbericht folgen, gänzlich unbegreiflich, dass Josef für die Geburt nicht bessere Vorsorge traf, dass er z. B. nicht dafür sorgte, dass Maria, als »sich die Tage ihrer Niederkunft erfüllten«, bei ihrer Verwandten Elisabeth, die nach dem Neuen Testament nur wenige Kilometer entfernt wohnte, ihren Aufenthalt nahm und dort ihren Sohn gebar. Vermutlich ist allerdings diese Verwandte auch nur legendär.

Außerdem war der Weg Marias und Josefs (genannt wird zunächst einmal nur der Mann: »Auch Josef zog von Galiläa, aus der Stadt Nazareth, hinauf nach Judäa« [Lk 2,4]) zur angeblichen Volkszählung ein beschwerlicher und gefährlicher Weg von etwa 130 Kilometern. Was die Beschwerden betrifft, mag man sich nur den letzten Teil des Weges vergegenwärtigen, den von Jericho nach Jerusalem (denn es ist anzunehmen, dass der einfachere Weg durch das



Jordantal genommen wurde und nicht der Weg bergauf und bergab durch das zudem feindliche Bergland von Samaria. Auch von Jesus wird berichtet, dass er den Weg nach Jerusalem über Jericho nahm: Mk 10,46). Jericho liegt 250 Meter unter dem Meeresspiegel, Jerusalem ca. 750 Meter über dem Meeresspiegel. In der Regenzeit, im Winter also, war an ein Fortkommen wegen der aufgeweichten Wege überhaupt nicht zu denken. Deswegen ist es auch absurd, wenn wir uns die Weihnachtsgeschichte als im Dezember geschehen vorstellen (»mitten im kalten Winter«).

Und gefährlich war der Weg auch, denn das Räuberunwesen war zur damaligen Zeit stark verbreitet. Einzelpersonen und kleine Gruppen waren in ständiger Gefahr, überfallen zu werden. Die Geschichte von dem Mann, der von Jerusalem nach Jericho gehen wollte und unter die Räuber fiel, wie sie Jesus erzählt (Lk 10,30), ist ganz aus dem täglichen Leben gegriffen. Zusammen mit Maria und Josef wäre aber vermutlich kaum jemand aus Nazareth zu einer Volkszählung nach Bethlehem gegangen, denn es ist nicht anzunehmen, dass eine größere Zahl von Bethlehemitischen Grundbesitzern ausgerechnet in Nazareth wohnte. Nur zu den hohen Festtagen konnten sich zum Schutz vor Räubern größere Reisegesellschaften, Karawanen, bilden.

Es ist aber nirgendwo davon die Rede, es ist vielmehr ausgeschlossen, dass die Steuerveranlagung ausgerechnet an einem der drei hohen Festtage (Ostern, Pfingsten und Laubhüttenfest) stattfand, an denen die jüdischen Pilger nach Jerusalem kamen. Falls sie sich nämlich an anderen Orten als Jerusalem hätten schätzen lassen müssen, wären sie entweder durch ihre religiöse Pflicht zur Wallfahrt an ihrer politischen Pflicht zur Schätzung oder umgekehrt durch ihre politische Pflicht zur Schätzung an ihrer religiösen Pflicht zur Wallfahrt gehindert worden, da sie ja nicht an zwei Orten gleichzeitig sein konnten. Die religiöse Pflicht zur Wallfahrt nach Jerusalem bestand aber für alle (mit einigen Aus-

nahmen): »Alle sind verpflichtet, an den drei Hauptfesten im Tempel zu erscheinen, außer Tauben, Blödsinnigen, Minderjährigen, Geschlechtslosen, Zwittern, Frauen (!), Sklaven, Lahmen, Blinden, Kranken, Greisen und denen, die nicht imstande sind, mit eigenen Füßen heraufzugehen zum Tempelberg« (zitiert nach: Joachim Jeremias, Jerusalem zur Zeit Jesu, 1969, S. 87). Kurz, die Schätzung kann nicht ausgerechnet zu den drei großen Festen erfolgt sein.

In der übrigen Zeit, in der keine Pilger in Massen zu den Festen kamen, standen Übernachtungsquartiere in Jerusalem zehntausendfach leer. Jerusalem war eine Fremdenverkehrsstadt von einmaligem Ausmaß. Es galt als achtetes der zehn Wunder, die am Heiligtum geschehen, dass genügend Platz vorhanden war und nie einer zum anderen sagte: »Der Andrang ist zu groß, ich finde kein Nachtquartier in Jerusalem.« Indes, so ganz stimmte das nicht. So wird berichtet: »Niemand wurde jemals im Tempelhof zerquetscht, außer an einem Passahfest zur Zeit Hillels, an dem ein Greis zerquetscht wurde; das nannte man: Passah der Zerquetschten« (zitiert nach J. Jeremias, a. a. O., S. 89, 95).

Außerhalb der Festtage, wenn in Jerusalem alles leer stand, war deswegen der Weg in ein laut Lukas überfülltes Bethlehem unnötig, weil Bethlehem nahe bei Jerusalem (etwa 8 Kilometer) lag. Und es war noch nicht einmal nötig, nach Jerusalem selbst zu gehen: Alle umliegenden Ortschaften, auch die zwischen Jerusalem und Bethlehem, waren auf die Aufnahme von Fremden vorbereitet.

Den historischen Unstimmigkeiten, um nicht zu sagen: Unsinnigkeiten, die der Verfasser des Lukasevangeliums bringt, setzt er, wie schon erwähnt, die Krone auf, indem er neben der Datierung auf die Zeit der Volkszählung durch Quirinius (6 n. Chr.) noch eine zweite Datierung bringt. Denn in Lk 1,5 lässt er die ganzen Ereignisse in der Regierungszeit des Herodes geschehen. Herodes aber starb bereits im Jahr 4 v. Chr. Ein Ereignis zugleich in zwei verschie-

denen Jahrzehnten geschehen zu lassen bedeutet einen historischen Spagat. Entweder ist es falsch, dass er die Geburt Jesu in die Zeit der Steuerregistrierung des Quirinius, 6 n. Chr., legt, oder es ist falsch, dass er sie in die Zeit des Herodes († 4 v. Chr.) legt, da ja nur eins von beidem stimmen kann, falls nicht beides falsch ist. Und es müsste sich einer schon mit der Annahme zufrieden geben, dass Lukas zwar in allen nachprüfbaren historischen Fakten lauter Märchen erzählt, aber in allen nicht überprüfbaren, übernatürlichen Ereignissen Tatsachen berichtet, um weiter seine Engelsbotschaften usw. als historische Ereignisse sehen zu können. Lukas hat sich durch seinen willkürlichen Umgang mit der Geschichte als unhistorischer Berichterstatter, als Märchenerzähler erwiesen.

Ein anderes Beispiel dafür, dass die historischen Angaben des Lukas nicht zuverlässig sind, ist folgendes. Neben der Datierung der Geburt liefert Lukas auch eine Jahresangabe für den Beginn der öffentlichen Tätigkeit Jesu. Er lässt sie mit dem Auftreten des Täufers Johannes zusammenfallen. Auch hier zeichnen sich die Angaben durch ihre Verworrenheit aus. Zu Anfang des 3. Kapitels heißt es: »Es war im 15. Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Prokurator von Judäa war, Herodes Vierfürst von Galiläa und sein Bruder Philippus Vierfürst von Ituräa und Trachonitis und Lysanias Vierfürst von Abilene, unter *dem* Hohenpriester Hannas und Kaiphas. Da erging in der Wüste das Wort Gottes an Johannes, den Sohn des Zacharias.«

Im Einzelnen: Tiberius (42 v. Chr.–37 n. Chr.) wurde am 19. August 14 n. Chr. Kaiser, mithin lag das 15. Jahr seiner Regierung zwischen August 28 und August 29 n. Chr. Pontius Pilatus war von 26 bis 36 n. Chr. Prokurator von Judäa. Herodes Antipas war 4 v. Chr. bis 39 n. Chr. Vierfürst (gemeint ist ein Herrscher über ein Teilstück eines Landes, ursprünglich ein Viertelfürst) von Galiläa und sein Bruder Philippus 4 v. Chr. bis 34 n. Chr. Vierfürst von Ituräa und

Trachonitis. Von Lysanias weiß man nicht viel mehr, als dass er zwischen 28 und 37 n. Chr. gestorben ist. So weit, so gut: Das Jahr 28/29 ist möglich.

Unmöglich aber ist die Hinzufügung des Lukas: »Unter dem Hohenpriester Hannas und Kaiphas.« Zunächst macht Lukas sonderbarerweise aus den beiden eine Einzahl (*dem* Hohenpriester). Zweitens versteht jedermann unter der Zeitangabe die Amtszeit, nicht etwa die Lebenszeit der beiden. Die Amtszeit des Hannas endete aber im Jahre 15 n. Chr. Da wurde sie ihm von dem damaligen römischen Prokurator Valerius Gratus (15–26 n. Chr.), dem Amtsvorgänger von Pontius Pilatus, entzogen (Josephus, Jüdische Altertümer 18,2,2). Die Amtszeit des Kaiphas begann im Jahre 18 n. Chr. Dazwischen lagen vier kurze Amtszeiten vier anderer Hoherpriester.

Offenbar hatte Lukas überhaupt keine Vorstellung von den tatsächlichen historischen Daten, und so behauptet er praktisch, dass Jesus einerseits in den Jahren 15 bis 18 (als Minimum des Zeitraums, in dem sowohl Hannas als auch Kaiphas Hohepriester waren), andererseits im Jahre 29 tätig war. Er macht also einen ähnlich historischen Spagat, wie er ihn mit der Zeitangabe über die Geburt Jesu begeht, die er einerseits in die Zeit des Herodes († 4 v. Chr.) und andererseits in die Zeit der Volkszählung unter Quirinius (6 n. Chr.) legt. Heute weicht man der Problematik der falschen Datierung »unter dem Hohenpriester Hannas und Kaiphas« dadurch aus, dass man erklärt, der eine der beiden Hohenpriester (Hannas) sei zwar nicht mehr im Amt, aber es sei zu seinen Lebzeiten gewesen, und er habe ja auch immer noch Einfluss gehabt, als Jesus im Jahr 29 seine Tätigkeit begann.

Aber wenn Lukas das vielleicht wirklich nicht so genau gemeint haben sollte, wie er es andererseits genau sagt, dass nämlich Jesus während der Amtszeit von Hannas und Kaiphas wirkte, so haben ihn spätere Theologen doch wortwörtlich so verstanden. Das zeigt z. B. ein Blick in die berühmte

»Kirchengeschichte« des Eusebius von Cäsarea in Palästina († 339 n. Chr.), Bischof daselbst. Eusebius versteht Lukas so, wie Lukas es sagt, dass Jesu Tätigkeit nämlich in die Jahre von Hannas bis Kaiphas fiel. Zugleich hält er aber auch am Jahr 29 fest. So gibt Eusebius folgende unsinnige Darstellung: »Es war, als Tiberius im 15. Jahr regierte ... Die göttliche Schrift erzählt (Kommentar: die Ungenauigkeit des Lukas ist inzwischen »göttlich« geworden), dass Jesus seine ganze Lehrtätigkeit unter den Hohenpriestern Hannas und Kaiphas entfaltet habe; sie will sagen, dass die ganze Zeit seiner Lehrtätigkeit sich völlig abgewickelt habe in den Jahren, welche zwischen die Amtstätigkeit dieser beiden Männer fiel. Da Jesus unter dem Hohenpriester Hannas seine Tätigkeit begann und noch bis zur Herrschaft des Kaiphas wirkte, beträgt die Zwischenzeit nicht ganz vier Jahre ... Denn von Hannas bis Kaiphas haben vier Hohepriester in vier Jahren je ein Jahr Dienst getan« (Eusebius, Kirchengeschichte [= KG] I,10).

Man ist in der Kirchengeschichte lange solchem Datierungsmanöver gefolgt. Alles, was in den Evangelien steht, zu schlucken, hatten die Theologen kaum je Schluckbeschwerden. So wurde der Nonsens auch von Thomas von Aquin, dem bedeutendsten Theologen des Mittelalters († 1274), in seiner *Catena Aurea*, der »Goldenen Kette«, einer Auslegung der Evangelien, übernommen: Thomas legt die Tätigkeit Jesu wie Eusebius sowohl auf das 15. Regierungsjahr des Tiberius (das wäre 29 n. Chr.) als auch auf die vier Jahre 15 bis 18 von Hannas bis Kaiphas (Lukaskommentar zu 3,1–2).

In Wirklichkeit haben wir keine einzige sichere biographische Notiz über Jesu Geburtsjahr. Dabei gab es durchaus Historiker in seiner Zeit, die etwas hätten berichten können, so Josephus, aber er erwähnt Jesus nur in einem Nebensatz: »Er (Albinus) stellte vor Gericht Jakobus, den Bruder des Jesus, der Christus genannt wird« (Jüdische Altertümer 20,9,1). Und diejenigen, die über ihn schreiben, die vier Evangelisten, sind an Jesu Biographie nicht wirklich interes-

siert. So ist Jesus, was die konkreten Daten seiner Geburt betrifft, nahezu wie ein Phantom in die Geschichte eingetreten und, da wir auch sein Todesjahr nicht kennen, in der gleichen Undeutlichkeit wieder aus der Geschichte herausgegangen. Und wir haben nichts Konkretes in der Hand, nur die Spuren, die er in der religiösen Landschaft Palästinas hinterlassen hat.

Zum Schluss noch eine Anmerkung zu der bei Lukas (1,26 ff.) beschriebenen Verkündigungsszene. Der Engel Gabriel, der seinen Namen selbst nicht nannte, anders als in der Szene mit dem Vater Johannes des Täufers, Zacharias, von der Lukas vorher berichtet (Lk 1,19), den Maria aber gleichwohl sogleich als Gabriel identifizierte, kam also nach Nazareth und prophezeite die Empfängnis eines Sohnes. Maria machte einen Einwand: »Wie soll das geschehen, da ich keinen geschlechtlichen Umgang mit einem Mann habe?« (Lk 1,34) Luther übersetzt vage: »Sintemal ich von keinem Manne weiß.« Mindestens von ihrem eigenen Mann Josef hätte Maria etwas »wissen« sollen. Aber auch die verschämte Übersetzung »da ich keinen Mann erkenne«, die sowohl in katholischen wie in evangelischen Bibeln sich findet, ist ungenau, weil das deutsche Wort »erkennen« lediglich einen geistigen Vorgang meint im Sinne eines verstehenden Wahrnehmens und in keiner Weise ein sexuelles Ereignis bezeichnet, anders als das neutestamentliche griechische Wort »erkennen«. Im Übrigen, ob nun klar oder vage übersetzt, zeigt die Formulierung des Einwandes bei näherem Hinsehen, dass der Einwand einer Kunstfigur in den Mund gelegt und eine literarische Erfindung ist.

Zwar gibt Maria mit den Worten »da ich keinen geschlechtlichen Umgang mit einem Mann habe« den ihrer Situation gemäßen objektiven Sachverhalt korrekt wieder, subjektiv bzw. psychologisch ist solche Redeweise jedoch gänzlich unstimmig. Objektiv bzw. rechtlich war es Maria verwehrt, mit einem fremden Mann sexuellen Umgang zu

haben. Das hätte Ehebruch und ein todeswürdiges Verbrechen bedeutet. Und für ihren eigenen Mann war sie, obwohl dieser rechtlich bereits ihr Mann war, immer noch eine Art Braut. Josef hatte sie noch nicht in sein Haus heimgeholt. Ehelicher Verkehr von Verlobten war, wenn auch nicht verboten, so doch unüblich. Der objektive Sachverhalt ist also mit Marias Einwand richtig wiedergegeben.

Psychologisch aber kann dieser Satz von Maria so nicht ausgesprochen worden sein, denn er sagt aus, dass sie weder mit ihrem Mann noch sonst mit einem Mann Verkehr habe, dass sie umgekehrt die Voraussetzung der Erfüllung der Botschaft des Engels darin sieht, dass sie Verkehr entweder mit ihrem eigenen Mann oder mit einem fremden Mann haben müsste. Sie sagt ja nicht, was sie allein sagen könnte: »da ich keinen geschlechtlichen Umgang mit *meinem* Mann habe«, sondern sie sagt: »mit *einem* Mann«, und das bedeutet: mit einem beliebigen Mann. Und diese Beliebigkeit des sexuellen Verkehrs, die sie mit diesem Satz zum Ausdruck bringt, die Gleichgültigkeit im Sinne einer gleichen Gültigkeit ehelichen oder ehebrecherischen Verkehrs, erweist den ganzen Einwand Marias gegenüber dem Engel als literarische Erfindung, was er, wie wir sehen werden, auch ist (vgl. das Kapitel über die Mutter-Jungfrau).

### *Anhang*

*(oder wie die Legende sich immer weiter fortspinnt)*

Das Haus der heiligen Jungfrau in Nazareth wurde in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1291 von Engeln aus Nazareth nach Europa gebracht, zunächst nach Raunitza in Dalmatien, zwischen Tersato und Fiume. Die Bewohner sahen am Morgen voller Staunen das Haus, das einen fremden Baustil hatte, an einem Orte stehen, an dem bis dahin noch nie ein Haus gestanden hatte. Es stand dort ohne ein Fundament.

Und in dem Haus befand sich ein Kreuz auf einem Altar und eine Statue der heiligen Jungfrau. Der Bischof der Gegend, der krank darnieder lag, erhielt in einer Vision Informationen über das fremde Haus, wurde daraufhin gesund und erzählte allen, was ihm offenbart worden war. Der Gouverneur von Fiume, Nicolaus Frangipani, schickte eine Delegation nach Nazareth, die von den dortigen Bewohnern erfuhr, dass das heilige Haus aus Nazareth verschwunden war. Und das noch vorhandene Fundament stimmte mit dem fremden Haus in Raunitza überein.

Dies ist alles beschworen und im Archiv von Fiume nachzulesen. Die Protokolle sind sämtlich veröffentlicht. Doch nach drei Jahren und sieben Monaten, in der Nacht des 10. Dezember 1294, verschwand das Haus wieder aus Raunitza und stand plötzlich jenseits der Adria in der Nähe der Stadt Recanati in Italien. Hirten hatten es über das Meer heranschweben sehen. Da aber neben vielen Pilgern auch viele Kriminelle sich angezogen fühlten, wanderte das Haus zunächst noch einmal etwa zwei Kilometer und ein letztes Mal 150 Meter weiter nach Loreto und ließ sich mitten auf einer öffentlichen Straße nieder. Und da steht es heute immer noch. »Das heilige Haus von Loreto hat in der Reihe der Jahrhunderte alle Proben sowohl des geschichtlichen Nachweises als der wissenschaftlichen Untersuchung durchaus bestanden, und es ist menschlich gewiss, dass es dasselbe ist, in welchem die Himmelskönigin Maria zu Nazareth gewohnt hat« (Heinrich Joseph Wetzer/Benedikt Welte, Kirchenlexikon, 2. Aufl. 1886–1903; Bd. VIII, 1893, S. 147).

Papst Julius II. (1503–1513) ließ 1510 durch den berühmten Bramante eine Marmorumkleidung für das Haus entwerfen. Die Päpste Leo X. (1513–1521), Clemens VII. (1523–1534) und Paul III. (1534–1549) ließen sie ausführen. Von späteren Päpsten, nämlich von Pius V. (1566–1572) und Sixtus V. (1585–1590), wurde über dem Haus eine prachtvolle Basilika erbaut. Leider wurde die Statue der heiligen



Jungfrau von den Franzosen 1797 geraubt, aber Napoleon ließ sie 1801 wieder zurückbringen. Zur Erinnerung an das fromme Ereignis der »Überführung des heiligen Hauses der Gottesgebärerin Maria, worin das Wort Fleisch geworden ist«, stiftete Innozenz XII. nach gründlicher Prüfung durch zuständige Kommissionen im Jahre 1699 ein Fest mit eigener Messe. Es war zunächst ein bloßes Regionalfest, wurde aber 1719 auf die Toscana und von Papst Benedikt XIII. (1724–1730) auf den Kirchenstaat, auf Venedig und alle spanischen Besitzungen ausgedehnt. Die Besucher des Gnadenortes erhielten und erhalten viele Ablässe.

Im November 1887 besuchte eine berühmte Heilige das Haus in Loreto. Es war die heilige Therese von Lisieux, auch »Therese vom Kinde Jesu« oder »die kleine heilige Therese« genannt, im Unterschied zu der »großen Therese« von Avila. Sie trat mit 15 Jahren in den Karmeliter-Orden ein und starb nach einem harten Ordensleben mit 24 Jahren 1897. Über ihre Fahrt nach Loreto berichtet die kleine heilige Therese in ihrem Tagebuch: »Nachdem wir von Venedig Abschied genommen haben, verehrten wir in Padua die Zunge des heiligen Antonius. Dann in Bologna den Leib der heiligen Katharina, deren Antlitz die Spuren des Kusses trägt, den ihr das Jesuskind aufgedrückt hat. Mit Freude sah ich mich auf dem Weg nach Loreto. Welch gute Wahl traf die seligste Jungfrau mit diesem Ort für ihr gebenedeites Häuschen ... Was soll ich vom heiligen Hause sagen? Tiefe Rührung erfasste mich, als ich mich unter demselben Dache befand wie einst die heilige Familie, die Mauern betrachtete, auf denen der Blick des Herrn ruht, den Boden betrat, den der heilige Josef mit seinem Schweiß begoss, den Raum, wo Maria das Jesuskind in den Armen trug, nachdem sie es in ihrem jungfräulichen Schoß getragen hatte. Ich sah das kleine Gemach, die Stätte der Verkündigung. Ich legte meinen Rosenkranz in das Schüsselchen des Jesuskindes« (Geschichte einer Seele, 1936, S. 98 f.).

### 3. Kapitel

## Das Kindheitsmärchen des Matthäus

Die Kindheitsgeschichten Jesu bei Matthäus und Lukas sind Darstellungen des späten ersten Jahrhunderts. Im Grunde ist die übliche Bezeichnung »Kindheitsgeschichten« unzutreffend. Was für ein Kind Jesus war, erfahren wir nämlich nicht. War er ein lebhaftes, war er ein stilles Kind? Es geht in diesen Geschichten hauptsächlich um seine wunderbare Geburt.

Dass diese Geburtsgeschichten erst so spät entstanden sind, ist für den bekannten katholischen Neutestamentler Karl Hermann Schelkle ganz natürlich: »Von den vier Evangelien, jedenfalls so, wie sie uns heute in griechischer Sprache vorliegen, ist das Markusevangelium das älteste, geschrieben wohl vor dem Jahre 70 n. Chr., dem Untergang Jerusalems. Das Markusevangelium hat keine Kindheitsgeschichte. Der Befund fällt auf. Es wäre jedoch zu schnell, daraus zu folgern, die Kindheitsgeschichten seien späterer, wohl legendärer Zuwachs. Es musste zuerst die Auferstehung Christi verkündet und damit das erschreckende Kreuz, das vor aller Augen stand, erklärt und überwunden werden ... Dann erst wandte sich das Interesse den verborgenen Vorgängen der frühen Kindheit Jesu zu. So ist es zu erklären, wenn erst die späteren Evangelien nach Matthäus und Lukas Kindheitsgeschichten haben« (Die Kindheitsgeschichten Jesu, in: Bibel und zeitgemäßer Glaube, Bd. II, 1967, S. 14).

Schelke will also sagen: Nicht weil sie Legenden sind, sind die Kindheitsgeschichten erst so spät entstanden, sondern weil man vorher mit anderem beschäftigt war. Zuerst musste nämlich die Auferstehung verkündet werden. Dann aber und dadurch war am Ende des ersten Jahrhunderts – das Matthäus- und Lukasevangelium sind nach Schelke um 80 n. Chr. geschrieben – der Tod Jesu »erklärt und überwunden«, und jetzt erst konnten sich diese beiden Evangelisten neuen Interessensgebieten zuwenden.

Aber selbst wenn die Christen den Tod Jesu schneller »erklärt und überwunden« hätten, wären die Kindheitsgeschichten, denen sie sich infolgedessen früher hätten zuwenden können, trotzdem Legenden. Andererseits gibt es Leute, die den Kreuzestod Jesu bis heute noch nicht »erklären« und die ihn vor allem nicht »überwinden« können und die die theologischen Erklärungen zum Kreuzestod und die Überwindung des Kreuzestodes durch die Theologen nicht ohne Überwindung zur Kenntnis nehmen. Aber davon später. Die Kindheitsgeschichten bleiben jedoch davon unberührt und nach wie vor Legenden.

Auch Matthäus lässt »Jesus von Nazareth« (wo er wahrscheinlich wirklich geboren ist) in Bethlehem, der Davidsstadt, geboren werden, aber er erzählt im Übrigen eine ganz andere Geschichte als Lukas. Matthäus legt zunächst einmal die Ereignisse ausschließlich in die Zeit des Herodes. Damit ist bei ihm der spätest mögliche Zeitpunkt der Geburt Jesu das Jahr 4 v. Chr., da Herodes in diesem Jahr starb.

Matthäus weiß nichts von einer von Augustus angeordneten Volkszählung, die bei Lukas nur deswegen erforderlich war, um Maria und Josef nach Bethlehem, der Davidsstadt, gehen zu lassen. Für Matthäus wohnen Maria und Josef nicht in Nazareth, sondern von Anfang an eben in Bethlehem. Und darum ist sein Problem ein ganz anderes als das des Lukas. Während Lukas, um den »Jesus von Nazareth« in der Davidsstadt geboren werden zu lassen, Maria und Josef nach

Bethlehem wandern lässt, musste Matthäus ein genau umgekehrtes Problem lösen: Für ihn musste der »Jesus von Nazareth« von Bethlehem aus irgendwie nach Nazareth gelangen, was Matthäus sofort als Erfüllung einer alttestamentlichen Weissagung sieht: »Damit erfüllt würde, was die Propheten gesagt haben, dass er Nazaräer heißen soll« (Mt 2,23).

Diese Weissagung hat allerdings einen Schönheitsfehler: Es gibt sie nicht. Da aber auch die vorhandenen alttestamentlichen Schriftworte nicht als Weissagungen auf eine konkrete Person zu beziehen sind, kann ebensogut ein nicht vorhandenes Schriftwort als Weissagung auf Jesus bezogen werden. Diese Weissagung also beruht auf einem totalen Missverständnis des Matthäus, und zwar bezüglich der Stelle Jesaja 11,1, wo der Messias als Nezer = Zweig bezeichnet wird, nämlich als Zweig aus Isais (Vater des David) Stamm. Und Matthäus hat aus Nezer die Stadt Nazareth herausgelesen. Das hilft aber alles nichts: Maria und Josef mussten deswegen nach Nazareth umziehen.

Als Anlass für diesen Umzug nach Nazareth nahm Matthäus nicht ein von Augustus angeordnetes Volkszählungs-Chaos oder dergleichen, sondern er wählte das Motiv der Flucht, allerdings mit einer Zwischenstation. Jesus floh vor dem König Herodes zunächst nach Ägypten, dann aus Furcht vor dessen Nachfolger nach Nazareth. Er hätte natürlich gleich nach Nazareth fliehen können, aber zwecks Erfüllung einer anderen Weissagung musste er vorher nach Ägypten fliehen, und zwar wegen des Propheten Hosea, der gesagt hatte: »Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen« (Hos 11,1). Also musste auch Jesus irgendwann aus Ägypten gerufen werden. Zunächst aber musste er natürlich erst einmal dorthin gelangen, deswegen also erfolgte die Flucht vor dem Kindermörder Herodes nach Ägypten. Nebenbei: Bei diesem »Sohn« aus Ägypten handelt es sich gar nicht um einen einzelnen Sohn. Mit dem Sohn ist das Volk Israel insgesamt gemeint.

Vor beiden Fluchten (nach Ägypten und Nazareth) aber kamen zunächst noch die Nachstellungen des Herodes, und die wiederum standen im Zusammenhang mit hohem Besuch aus dem Morgenland. Im Einzelnen war das also so: Nachdem Matthäus die Geburt Jesu nur kurz erwähnt hat – irgendwelche Kenntnisse über irgendwelche Einzelheiten hat er nicht –, beginnt er seine eigentliche Erzählung mit astrologischen Ereignissen: »Als aber Jesus in den Tagen des Herodes zu Bethlehem in Judäa geboren war, siehe, da kamen Magier (= Astrologen) aus dem Morgenland nach Jerusalem« (Mt 2,1). Sie kamen vermutlich aus Babylon und wollten nach dem neugeborenen König der Juden suchen, dessen Stern sie gesehen hatten. Damit riefen sie Herodes auf den Plan.

Denn offenbar hatte der Stern zwischenzeitlich nicht recht funktioniert. Nachdem die Magier den Stern im Morgenland gesehen hatten, leuchtete er ihnen zwar bis Jerusalem, dann aber erst wieder nach dem Besuch bei Herodes, und er zog dann vor ihnen her bis zum Aufenthaltsort des gesuchten Kindes in Bethlehem. Hätte er beständig geleuchtet oder nur ein wenig eher wieder zu leuchten begonnen, oder hätte er an Jerusalem vorbei geleuchtet, so wäre der fatale Besuch bei Herodes überflüssig gewesen, und der neue König der Juden wäre nicht durch den zeitweiligen Ausfall des Sternes in Lebensgefahr geraten. Für die laut Matthäus durch Herodes ermordeten bethlehemitischen Kinder jedenfalls ist der himmlische Stern auf diese Weise zu einem tödlichen Unstern geworden.

Und was das Sternleuchten auf der Straße von Jerusalem nach Bethlehem betrifft, war es da gänzlich überflüssig, denn zu Informationen über die in Frage kommende Geburtsstadt Bethlehem hatte ja schon Herodes den Magiern verholfen. Der Stern war sozusagen nur für die genaue Hausnummer nötig. Und dazu meint schon Hermann Samuel Reimarus († 1768), der Vater der modernen Skeptiker:

»Ein Komet mit einem Schwanz ist zu hoch, um auf ein gewisses Häuschen zu weisen« (Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes, Bd. II, 1972, S. 536).

Bei Lukas gibt es für die ganze Geschichte mit Stern und Magiern innerhalb seiner Schilderung überhaupt keine Zeit. Da – so Matthäus – Herodes alle männlichen Kinder töten ließ, »die zweijährig und darunter waren, gemäß der Zeit, die er von den Magiern genau erkundet hatte« (Mt 2,16), muss mindestens ein Jahr zwischen der Geburt Jesu und dem Besuch der vom Stern herbeigeleuchteten Magier vergangen sein und muss Jesus im zweiten Lebensjahr gestanden haben. Sonderbarerweise lag Jesus aber, wie wir aus allen kirchlichen Krippendarstellungen mit den Heiligen Drei Königen wissen, immer noch in der Krippe, war also wohl kein sehr lebhaftes Kind. In diesem phlegmatischen Charakterzug war Jesus offenbar nach dem Vater geschlagen, der nach all der Zeit immer noch mit seiner jungen Familie im Stall festsaß.

Nach Lukas also war alles anders: Maria und Josef sind bereits nach vierzig Tagen, nämlich nach der gesetzlich geforderten Reinigung der Mutter, direkt nach Galiläa und Nazareth zurückgekehrt (Lk 2,39). In diesen vierzig Tagen können aber weder der Magierbesuch bei dem ein- bis zweijährigen Jesus noch die anschließende Flucht nach Ägypten noch der Kindermord stattgefunden haben. Und insofern kommen Märchen denn doch der Wahrheit wenigstens indirekt nahe, wenn nämlich das eine Märchen das andere widerlegt.

Von einem Stern, der bedeutende Ereignisse ankündigt, insbesondere die Geburt großer Männer, ist in der Antike häufig die Rede. Zunächst war der Gedanke einer Führung durch Sterne etwas ganz Alltägliches gewesen. Jeder Nation, die mit Seefahrt zu tun hatte, war er vertraut. Da aber diese Führungszeichen als göttliche Zeichen verstanden wurden, hat man sie schon früh als Hindeutung auf eine das

gewöhnliche Maß der Menschen überschreitende, göttliche Würde angesehen.

Nicht ausdrücklich von einem Stern, sondern allgemein von einem »Wunderzeichen« in Zusammenhang mit der Geburt des Augustus berichtet Sueton (geb. ca. 70 n. Chr., Todesjahr unbekannt). Sueton erzählt unter Bezugnahme auf Julius Marathus, den Freigelassenen und Sekretär des Augustus, Folgendes: »Julius Marathus berichtet, wenige Monate vor der Geburt des Augustus habe sich in Rom in der Öffentlichkeit ein Wunderzeichen zugetragen, das darauf hindeutete, dass die Natur dem römischen Volke alsbald einen König hervorbringen werde. Daraufhin habe der bestürzte Senat beschlossen, kein in jenem Jahr geborenes Kind dürfe aufgezogen werden; jedoch hätten diejenigen Senatoren, deren Frauen schwanger waren, ein jeder in der Hoffnung, die Verheißung auf sich beziehen zu können, die Hinterlegung des Senatsbeschlusses im Staatsarchiv zu hintertreiben gewusst.«

Ferner erzählt Sueton noch dieses: »In den ›Theologumena‹ des Asklepiades von Mende lese ich, Atia (die Mutter des Augustus), die um Mitternacht zu einem feierlichen Gottesdienst für Apollon gekommen war, sei in ihrer im Tempel aufgestellten Sänfte eingeschlafen. Plötzlich sei eine Schlange zu ihr hineingekrochen und wenig später wieder verschwunden; sie habe sich erhoben und sich wie nach einem Beilager mit ihrem Gatten gereinigt; dabei habe sich sogleich an ihrem Leib ein Fleck ähnlich einer gemalten Schlange gezeigt und sich nicht mehr beseitigen lassen, sodass sie seitdem für immer auf öffentliche Bäder verzichten musste. Zehn Monate später sei Augustus geboren und deshalb für einen Sohn Apollons gehalten worden ... Der Vater, Octavius, hatte ein Traumgesicht: aus dem Schoß der Atia brach Sonnenglanz hervor« (Divus Augustus 94).

Die gleichen Erzählungselemente, die im Zusammenhang mit der Geburt Jesu vorkommen, begegnen uns also hier in

Bezug auf Augustus: ein wunderbares Zeichen, eine Empfängnis ohne Mann, ein Traumgesicht des Ehemannes, Nachstellung durch die Machthaber.

Auf Sternzeichen-Parallelen in der Religionsgeschichte verweist auch Schelkle: »Nach Vergil († 19 v. Chr.), Aeneis 2, 694 ff., wurde Aeneas auf der Fahrt von Troja nach Latium durch einen Stern geführt. Nach dem Kommentar des Servius (lebte um 400 n. Chr.) zur Aeneis 10, 272 erschien ein Komet, als Augustus die Herrschaft erlangte. Da hieß es, dass große Freude allem Volk zuteil werde. Die Beschreibung des Sterns der Magier, wie er erscheint, verschwindet und wieder erscheint, mag man als legendenhaft stilisierte Erzählung bezeichnen« (a. a. O., S. 16). So gesehen ist der Evangelienbericht über eine solche wunderbare Sternenerscheinung bei der Geburt Jesu schon nicht mehr ein Wunder.

Der Kirchenvater Origenes († 253) beansprucht geradezu einen Stern für die Geburt Jesu: »Man hat die Beobachtung gemacht, dass bei dem Eintritt großer Ereignisse und gewaltiger Veränderungen auf Erden solche Sterne erscheinen, um entweder den Umsturz von Königreichen oder den Ausbruch von Kriegen oder irgendwelche anderen menschlichen Vorkommnisse anzuzeigen, die die irdischen Verhältnisse zu erschüttern vermögen. In der Abhandlung des Stoikers Chairemon (lebte im 1. Jahrhundert n. Chr.) über die Kometen haben wir aber gelesen, wie die Kometen manchmal auch beim Eintritt glücklicher Ereignisse erschienen seien. Für diese Behauptung legt er auch den Bericht über diese Ereignisse vor. Wenn nun beim Entstehen neuer Reiche oder bei anderen wichtigen Begebenheiten Kometen oder andere Sterne ähnlicher Art erscheinen, wen darf es dann wundernehmen, wenn die Erscheinung eines Sternes die Geburt desjenigen begleitete, der in dem Menschengeschlecht eine Neugestaltung vollziehen sollte?« (Gegen Celsus I, 59).